

das Rauchzimmer trat, stellte mit schnellem Blick fest: „Gefährlich.“ Dann verbeugte er sich vor dem Vetter: „Drauf vom Petit Français.“

Der andere richtete den Oberkörper leicht auf sich zu erheben. Dann sagte er langsam: „Ja, mein Herr. Ich heiße Lenoir.“ Er hob die rechte Hand und hielt sie dann die linke durchdringende Hände gegen die rote Blau: „Bitte, nehmen Sie Platz. Es ist kühl, und die Wärme tut wohl. Doch verüben Sie es mit nicht, wenn ich etwas schweigend bin.“

Der junge Journalist ließ sich in den leeren Sessel fallen: „Nicht im geringsten, Herr Lenoir. Es ist ja auch keine angenehme Mission, die uns heute hier zusammenführt. Berichterstattung zu sein für die morgige Hinrichtung. Für mich ist es die erste, und ich kann mich eines gewissen Bewusstseins nicht...“

„Hallo!“ unterbrach ihn eine polternde Stimme, die halb einem unbefangenen Jungen, halb einem feinen Kraft bewußten Mann anzuwinken schien, „hallo, Drauf, trifft man dich hier?“ Eine große, rote Tasse umarmte die Hand des jungen Journalisten: „Du sollst wohl deine Ritterspornen mit einem Schauerbericht für Euer Pariser Boulevardblatt versehen!“

Drauf fiel der burschikose Ton des Fremden auf die Nerven, und er wies mit den Augen zum schweigenden Dritten hinüber. Der Niese verstand und verbeugte sich. Sein Freund Baruch vom „Nord“ in Lille, stellte der Pariser vor, „Herr Lenoir, ein Kollege.“

Der Große ärgerte sich fast über das leichte Kopfnicken des Schwarzen, doch dann schüttelte er seine Verstimmung wie ein paar Regentropfen von der Schulter und setzte sich in den bequemen Sessel am Feuer: „Ja, Herr Lenoir, hast du nicht ein wenig Lampenfieber auf morgen? Ist ja nicht so ganz einfach, wenn man die Todesangst des armen Sünders sieht, wie er zusammenbricht, wenn er aus dem Bogen gehoben wird und das Gerüst erblickt, wie er zurückweicht, fliehen will, sich wehrt, schreit, wie ihm die Augen aus den Höhlen treten, wie er zum Brett geschleift wird, welchen Kampf es kostet, bis er liegt, wie sein Kopf fällt. Herr Monfieur, der Scharfrichter, der einzig schon überleben konnte, der einzig ruhige ist wohl Monfieur, der Scharfrichter. Und wenn der sein Geschäft nicht aus dem Grunde versteht, daß vielleicht das Messer nicht sofort ausgelöst wird, daß es in den Fingerringen schlief, so können die härtesten Nerven versagen. Aber beruhige dich, Freund. Monfieur de Rouen, der morgen die Hinrichtung vornimmt, versteht sein Geschäft. Der ist kein Anfänger wie jener Kubaner, den ich einst in Havana die Schenke am Bürgertisch drehen sah und der vor Entsetzen halb mahnend, halb weinend, weil er das Köhnen des Delinquenten nicht hören konnte. Oder wie jener Serbe mit den zitternden Händen, den der Todeskanthar von der Leiter ließ: „Geh weg, du Elend, ich kann mich am besten selbst hängen!“ Monfieur de Rouen kennt solche Regungen nicht mehr, er zuckt nicht mit der Wimper.“

Vornübergebeugt hatte der Schwarze schmelzend in die Blut gesehen. Jetzt lehnte er sich in den Sessel zurück. Er schien die Ruhe selbst zu sein, und doch zitterte seine Fußspitze und es gluckte leicht um seine Mundwinkel. Er sah den Vetter aus tiefliegenden Augen durchdringend an, daß sich der Niese verlor an den Krügen sagte: „Sie haben recht, Herr Baruch. Monfieur de Rouen versteht sein Geschäft. Er betreibt es ja auch lange genug, um es zu kennen. Aber Sie irren, wenn Sie glauben, daß er stets der einzig ruhige ist. Ich habe mancher seiner Hinrichtungen beigewohnt und weiß es.“

Der Vetter wollte sich nicht gebläht geben: „Wer, verehrter Kollege, Sie müssen doch nicht zugestehen, daß die lange Gewöhnung ihn abgestumpft hat. Er der schon hundert oder mehr Hinrichtungen, kann doch die Schrecken des Augenblicks nicht mehr empfinden. Bei ihm ist alles Geschäft. Er fühlt nicht anders als der Schlächter, der einen Ochsen schlachtet.“

Herr Lenoirs Finger zitterten leicht auf der Sessellehne: „Herr Baruch, ich kann nur wiederholen: Sie irren. Ich will Ihnen einen Fall aus der Laufbahn Monfieurs de Rouen erzählen. Es war drüben in der Bretagne, und das Gerüst hatten sie an der Außenmauer des Gefängnisses aufgehängt. Künftig Gendarmen standen herum. Die Straße war auf hundert Schritt hin abgesperrt, doch dem Gefängnis gegenüber lagen die Fenster in den Fenstern und Kerkern. Monfieur de Rouen wartete auf den

Verurteilten. Unwillkürlich sah er zu den Augen hinüber, und... Herr Lenoir, er verstand es nicht, daß Frauen und Männer, denn die beiden die Wahrheit der Gasse, ihre Würde einem solchen Schauspiel preisgeben konnten. Er fühlte die Erregung an sich hochsteigen, und er mußte sich beherrschen, um nicht zu den Fenstern hinauf zu schreien: „Schert euch weg, ihr Weiber!“

Es war für ihn fast eine Erleichterung, als der Wagen mit dem Verurteilten kam. Er wunderte sich, daß der Würder so ruhig war und ohne Hilfe auf die Straße sprang. Doch er sah, daß der Mann ängstlich vermis, den Blick dorthin zu richten, wo er das Gerüst vermutete. Wie ein Schauspieler auf der Bühne wandte sich der Verbrecher, der drei Menschenleben auf dem Gewissen hatte, der Straße zu, und dann warf er zu den Mädchen in den Fenstern ruhige Hände hinauf. Und die Weiber lachten, klatschten Beifall.

Da stieg eine sinnlose Wut im Scharfrichter auf. Viehzeug, das die Hinrichtung für eine Komödie hielt! Er fühlte seine Hände zittern er hätte am liebsten den Kreis der Gendarmen durchbohren: „Laßt einen anderen das Geschäft besorgen!“ Doch er beherrschte sich und wartete.

Da rissen die beiden Gefängniswärter links und rechts den Verurteilten herum: „Vort!“ Und der Würder sah das Gerüst. Es war nicht mehr der Schauspieler von eben, den sie zu viert, zu fünft zum Brett schleiften, kein Mensch mehr, ein tolles Tier, das sich wehrte, um sich schlag, brüllte.

Der Scharfrichter sah wie die Gendarmen im Halbkreis den Kopf senkten und die Hand vor die Augen hielten. Einem von ihnen fiel das Gewehr aus den Fingern und polterte auf den Pflaster. Der Gefängniswärter schrie: „Der Staatsanwalt schlug wie im Fieber mit den Händen. In den Fenstern drückte sich Kopf an Kopf, und die weinenden Augen dort oben forderten: „Daß mich sehen, laß mich alles sehen!“

Der Würder lag auf dem Brett. Der Scharfrichter griff nach der Schnur. Er wollte ziehen, die Klinken auslösen, aber er konnte nicht. Er fühlte, daß ihm die Kraft dazu fehlte. Der Blick des verzerrten Gesichtes raubte sie ihm. Er schwankte. Dann hörte er eine Stimme: „Halt! Halt! Halt! Halt!“

Die Wut! Sie rief ihn auf. Der Scharfrichter fiel. „Leben, leben!“ brüllte der Kopf über dem Korbe. Und das Messer stand. Der Bruchteil einer Sekunde nur blieb es in den Fingerringen hängen. Doch der Scharfrichter schien es ein Todesurteil: „Stümpfer. Du verstehst dein Geschäft nicht. Du quälst ihn!“ Dann fiel das Messer. Fort und kalt. Der Kopf polterte in den Korbe.

Die nervenerrittende Stille löstete sich über allen. Der Scharfrichter stand neben dem Korbe. Dann lächelte ihn das Entsetzen. Der Kopf begann zu reden. Hoch und dumpf wie aus dem Grabe: „Ach danke Ihnen. Monfieur de Rouen, Sie haben mir nicht wehe getan! Nicht viele mögen es gehört haben. Deshalb wunderte sich mancher, als er den Scharfrichter schwanken sah.“

Die Stimme aus dem Korbe hatte Monfieur de Rouen aufhören belächeln unterbrochen, denn drei Wochen lang lag der Scharfrichter im Fieber zwischen Tod und Leben. Und er würde seinen Beruf auch nicht wieder aufgenommen haben, hätte ihm nicht einer der Gefängniswärter, die damals neben dem Gerüst standen, geschrieben: „Verzeihen Sie mir meinen Streich. Ich weiß selbst nicht, was mich in diesem Augenblick dazu trieb, meine Vorgesetzten zu mißbrauchen.“

Der Schwarze war aufgestanden: „Sie entschuldigen mich sehr, meine Herren; ich habe Ruhe nötig, denn für mich ist morgen ein schwerer Tag. Vielleicht denken Sie, Herr Baruch, daß ich etwas anders von der Gefängniswärter, der Scharfrichter. Und verzeihen Sie, wenn ich Sie vorhin lächelte. Ich heiße Lenoir, doch das Volk nennt mich Monfieur de Rouen. Gute Nacht, meine Herren.“

Inos Weihnachten

Schizze von Niklas Hermann.

Ina tanzt...

Nicht gerade mit viel Ausdruck, aber sie immer technisch sehr nett und sauber. Jemand etwas in dem mondänen gemalten Gesicht, daß sie nicht ganz bei der Sache ist.

Aus ja, es ist heute „kein Publikum“ in dem

kleinen Kabarett. Wer wird sich denn auch am Nachmittag vor Weihnachten in solch Lokal setzen? Ein paar Junggesellen, die nicht wissen, wohin sie mit ihrer Einsamkeit zum Heiligen Abend flüchten sollen; ein junges Paar, das noch für keine Kinder den Heiligenabend zu richten hat; ein paar Stenotypistinnen, die es nicht nach einem überaus heißen Tag über den Kopf bis nach Hause bringen für die zwei Tage ein so großes Loch in den Etat reißen würde. Na ja, und so weiter...

Ina tanzt... Als sie mit ihrer „Arbeit“ fertig ist, schminkt sie sich ab. Schläft in ihren billigen Pelzmantel und strebt eilig und doch mühevoll ihrer Wohnung zu.

Sie hat es abgelehnt, mit den Kollegen vom Kabarett der Heiligenabend zu verbringen. Man wollte im Kabarett gemütlich beisammen sein, denn mit der Nachmittagsvorstellung war heute Schluß mit der Arbeit.

Aber Ina drängt es, allein zu sein. Ob wohl sie weiß, daß ihr die Einsamkeit wehe tut wird.

In dem kalten Zimmer, wo die Kolleginnen immer zu mochen pflegen und das sie für die Dauer in kurzen Gassen als eine hat, hockt Ina im Ofen Feuer an. Dann packt sie eine Menge von Schachteln und Packen aus. Ein der Spielzeug. Bunt und lustig, wie man es kleinen Buben schenkt.

O, heute abend werden viele Kinder im Glanz des Lichterbaumes lachen, wenn ihnen der Weihnachtsmann die kühnen Wünsche erfüllt.

Ina baut das lustige Dorf auf, läßt die Bleisoldaten durch die Gassen marschieren. Dann legt sie das Feuerwerk mit dem Aufhängewerk in Gang. Das hat richtige Scheinverfälschung, die von einer Taschenlampenbatterie gespeist werden. Das Auto war schon lange ihres Wunsches fehnlichster Wunsch. Das Kind ist dabei bei Ina Mutter, seit Ina von ihrem Mann getrennt lebt. Büchchen muß Ina nachts ohne die Mutter sein, weil deren Vertrag noch bis zum ersten Feiertag läuft. Büchchen wird sehr traurig sein ohne seine Mutter. Er wird fragen: „Warum kommt sie denn nicht, die Mami?“ Und die Großmutter wird antworten müssen: „Mami ist weit, weit von hier. Sie muß arbeiten, damit Büchchen einen neuen Anzug bekommt, damit Büchchen ein mal später gut erzogen werden kann und ein tüchtiger kleiner Mann wird.“

Mami muß arbeiten, tanzen. Morgen nach einmal nachmittags und abends. Dann wird sie mit dem ersten Nachschneitzug zu ihrem Büchchen eilen, das ohne Mutter nicht richtig Weihnachten feiern kann.

Es ist sehr still in Inas unfreundlichem Zimmer. Man hört die Uhr ticken und die Köpfe im Ofen zusammenrücken.

Ina baut ihrem Büchchen hier in der Ferne den Gabentisch auf.

Dicke Tränen krollen über die gepuderten Wangen. Sie sieht gar nicht so jung aus wie oben auf der Bühne im Rampenlicht.

Sie ist eine kleine, recht unglückliche Puff, nicht die schöne schlank Tänzerin, der all die Kavaliere im Kabarett Blick zuwerfen.

Ina schluchzt, daß ihre Schultern zittern.

Das Feuer im Ofen erlischt. Die Kälte kriecht aus den dunklen Winkeln des Zimmers. Ina fröstelt. Sie geht weinend zu Bett.

Morgen wird sie noch einmal im Kabarett arbeiten. In der Nachmittags- und in der Abendvorstellung. Vor dem Feiertags-Familienpublikum. Und morgen abend, ganz spät, wird sie bei ihrem Büchchen sein.

Dann erst ist für die kleine Tänzerin Ina Weihnachten.

Einbrecher.

„Gestern nacht“, berichtete Pauline, „wache ich plötzlich auf. Im Wohnzimmer ein Geräusch – Schritte – Rumoren an den Schließern. Ich drehe das Licht an und sehe unter dem Bett zwei Füße...“

„Der Einbrecher?“ rufen alle gespannt.

„Nein. Das war mein Mann, der das Geräusch früher gehört hatte als ich.“

Verantwortlich: E. Semmelmann. Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altener Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 50

Samstag, 14. Dezember

29

Der Weihnachtsmann am Fernsprecher

Schizze von G. B. Meyer.

Hänschen war vier und ein halbes Jahr alt, und an den Fingern konnte er gerade bis fünf zählen. Die Mutter behauptete zwar, es seien zehn, denn er habe ja zwei Hände. Aber da mußte sie wohl irren. Wenn er mit dem rechten Zeigefinger beim linken Daumen anfangte, waren es doch nur fünf. Begann er das Rechenhändchen umgekehrt, so kam er auch nicht weiter. Wie soll aber ein kleiner Mann etwas zählen, wenn er nicht eine Hand zu Hilfe nimmt!

Deshalb konnte sich Hänschen auch keine rechte Vorstellung machen, als die Mutter eines Tages sagte: „Bub, sei artig, wenn ich jetzt die Feinde zu Frau Schulte bringe. In zehn Tagen kommt der Weihnachtsmann.“ – „Zehn Tage?“ Mutter, wie oft muß ich da noch zählen?“ – „Zehnmal, Hänschen. Sieh Dir die Bilderbücher an und sei bereit!“

Hänschen war allein. Er hatte den besten Vorfall, artig zu sein, und er verteilte sich in den „Strunwelpen“. Doch immer wieder mußte er an den Weihnachtsmann denken. Zehnmal schlafen, hatte die Mutter gesagt. Wie oft war das? Einmal, zweimal, dreimal, viermal, fünfmal. Immer noch nicht genug. Nochmal, und dann! Ah, das nahm ja kein Ende. Es dauerte sicher so lange, daß der Weihnachtsmann das Kommen gar vergessen mußte!

Hänschen grübelte. Wollte sich ihm noch etwas ein. Die Mutter hatte beim Weihnachtsmann bestellt, was ihr beschneider Junge sich wünschte, nur die Eisenbahn nicht. „Die kann er Dir nicht bringen. Sieh mal, er muß so vielen Jungen etwas schenken, und für die Eisenbahn ist kein Geld mehr da. Nächstes Jahr wird leicht.“

Aber die Eisenbahn wäre doch gerade das Schönste gewesen. Sollte sich der Weihnachtsmann nicht ein wenig gut zurecht machen? „Ach, lieber Weihnachtsmann, überlege es Dir doch noch einmal mit der Eisenbahn! Vielleicht hat Du noch etwas in der Sparschasse.“

Sparschasse? An die hatte Hänschen gar nicht gedacht. Erst gestern ließ die Mutter einen Groschen in das Porzellanförmchen fallen: „Dafür kaufen wir Dir etwas zum Geburtstag.“ Warum sollte Hänschen so lange warten? Er konnte doch dem Weihnachtsmann das Geld bringen: „Kauf mir eine Eisenbahn davon!“ Schon stand Hänschen auf dem Stuhle und holte die Sparschasse. Die Groschen klappten. Noch einmal ordentlich schütteln, weil es sich so schön anfühlte. Bums! Da lag die Versicherung auf dem Boden.

Hänschen nahm die Sache sehr halbfähig. Nun brauchte er nicht erst lange mit der Schere nach dem Gelde zu fischen, wie es die Mutter schon einmal getan hatte. Sein Entschluß stand fest: Mantel an, Mütze auf! Zum Weihnachtsmann!

Auf der Straße mußte er sich aber besinnen. Wo wohnte denn der Weihnachtsmann? Ach, der war sicher nicht schwer zu finden. Alle großen Leute, die in der Stadt zu tun hatten, fuhren mit der Untergrundbahn. Da drüben war ja schon der Bahnhof.

Der Schaffner an der Sperre achtete nicht auf den kleinen Mann. Er dachte sicher, er gehöre zu dem dicken Herrn, hinter dem sich Hänschen halb versteckte. Im Wagen hatte auch kein Mensch Zeit, sich um den Ausreißer zu kümmern. Dem war es recht, denn schließlich hätte noch einer auf den Einfall kommen können, zu sagen, er sei ungezogen gewesen und müsse schleunigst nach Hause. Jetzt, da nun doch schon das Unglück mit der Sparschasse geschehen war!

Schließlich wurde Hänschen die Zeit in der Untergrundbahn ein wenig lang, und als er eine Mutter mit kleinen Mädchen aussteigen sah, lief er hinter her: „Die wollen sicher auch zum Weihnachtsmann.“ Leider

mußte er sich überzeugen, daß er sich geirrt hatte. Der Frauenteufel, in dem seine unbewußten Führerinnen verstanden, konnte ihn nicht locken.

Doch halt! Was war das dort drüben? Ein großer, gemalter Weihnachtsmann. Endlich! Jetzt über die Straße.

„Sup, sup“, brüllte es plötzlich neben Hänschen. Im nächsten Augenblick sah ihm eine Frau am Krügen, und er stand wieder auf dem Bordstein. Ein wenig entrüstet über diese summarische Behandlung, „Verflüchter Bengel“, deutete sich ein Mann über ihn, „wollst Du Dich überfahren lassen?“

„Nein! Zum Weihnachtsmann dort drüben!“ – „So, wo ist Deine Mutter?“ Da fielen dem Ausreißer seine Bänder ein. Wenn er jetzt sagte, daß er fortgefahren war, dürfte er den Weihnachtsmann nicht besuchen. Er schweig und kniff verächtlich die Lippen ein.

Doch nun kam das Schlimmste. „Was ist mit dem Jungen?“ hörte er eine andere Stimme. Als Hänschen aussah, stand ein Schutzmann vor beiden. „Anschließend von zuhause origelaufen“, meinte der Mann, dessen Faulheit immer an Hänschen Mantelkrügen sah. „Am besten, Sie nehmen ihn mit zur Wache. Die Eltern werden sich schon melden.“

Es war ein heulendes Säuflein Elend, das fünf Minuten später vor dem Polizeileutnant stand, den Kopf schüttelte und allem guten Zureden unzugänglich blieb. „Wie heißt Du? Wo wohnst Du? Woher hast Du das Geld? Junge, rede doch endlich!“ Hänschen schluchzte und schweig. Wenn er den Schutzleuten sagte, daß er die Sparschasse zerklüftet hatte, sperrten sie ihn sicher ein. „Was wollst Du denn auf der Straße?“ Darauf ließ sich schon eher antworten: „Den Weihnachtsmann besuchen. Er sollte mir eine Eisenbahn bringen.“

„So, so“, meinte der Leutnant gedehnt, und plötzlich fiel ihm etwas ein. „Junge, laß doch das Heulen sein! Die Sache mit dem Weihnachtsmann können wir ja durch das Telefon erledigen. Ich rufe ihn an, und Du sagst ihm, was Du haben möchtest.“ Hänschen, als modernem jungen Mann, leuchtete der Vorschlag ein. Eine Minute später hielt er den Hörer ans Ohr. Tatsächlich Da brumme schon eine tiefe Stimme: „Hier ist der Weihnachtsmann. Was möchtest Du denn?“ – „Ach, bitte, bring mir doch eine Eisenbahn. Weißt Du, ich habe schon etwas Geld. Das will ich Dir geben, damit Du mir eine kaufen kannst.“ – „Na, behalte nur Dein Geld. Es wird auch so reichen. Aber nun Du heißt, damit ich weiß, wohin ich die Eisenbahn bringen soll.“ Hänschen fand den Wunsch recht vernünftig. „Hänschen Lindner, Erlentstraße neun.“ Die Mutter hatte ihn den Spruch gut eingeprägt. „Schön“, krummte auch schon der Weihnachtsmann am anderen Ende. „Jetzt weiß ich genug. Auf Wiedersehen.“

Der schlaue kleine Mann wunderte sich, warum der Leutnant so lachte: „Ein lieber Weihnachtsmann, was?“ Noch erstaunter aber war der Ausreißer, als seine Mutter eine halbe Stunde später in den Raum trat: „Hänschen, Schlingel. Was habe ich Angst um Dich ausgestanden!“ – „Na“, dachte er, „ich aber auch.“ Dann mußte er die große Neugierde mitteilen: „Mutter, ich habe mit dem Weihnachtsmann telefoniert. Er bringt mir die Eisenbahn.“ – „So, glaubst Du wirklich, daß er zu einem so ungezogenen Jungen kommt?“ – „Er hat es mir doch versprochen!“ – „Wirklich? Nun bitte den Herrn Leutnant erst einmal um Entschuldigung, daß er sich mit Dir abgeben mußte.“ Hänschen mußte zwar nicht recht, warum gerade er Abbitte leisten sollte, aber schließlich tat er seiner Mutter den Gefallen.

Raum waren beide zur Tür hinaus, da trat ein Schutzmann aus dem Nebenraum. „Einen schönen Bescheid, Herr Leutnant. Was wird der Bengel sagen, wenn die Eisenbahn nicht

kommt, die ich ihm am Nebenapparat versprochen mußte?“ – „Ja“, meinte der Leutnant lehnig, „da wird Ihnen nichts anderes übrig bleiben, als den Weihnachtsmann noch einmal zu spielen. Hier, ich zeichne drei Mark. Wir dürfen doch den Weihnachtsmann nicht in Mißkredit bringen, und die Mutter ist eine arme Frau.“

So kam der Weihnachtsmann wirklich mit der Eisenbahn zu Hänschen. Strahlend sah der Ausreißer zur Mutter hinüber. „Na, siehst Du!“ sagten dabei Auge und Hand. Dann tauchte er bedächtig der brummen Stimme, die er schon am Fernsprecher gehört hatte: „Ich will nicht hoffen, daß Du noch einmal auf die Wache gebracht wirst!“ – „Ne“, beruhigte ihn Hänschen. „Ich weiß jetzt, wie es gemacht wird, und der Kaufmann an der Ecke hat auch ein Telefon.“

Ihm verwandt!

Schizze zu Beethovens Todestag am 18. Dez. Von R. Delhaes.

Er stand mit schweren, breiten Sohlen auf dem funkelnden Parkett und fürchtete, die ganze Erdenkugel seiner niederrheinischen Heimat mitgeschleppt zu haben in die duffende, herzenüberflimmerte Atmosphäre des gräflichen Palastes. Niemand kümmerte sich um den Mann im dunklen, ein wenig abgetragenen Rock. Alle die geladenen Gäste scharten sich um den Sonnenäugigen und von allen Geliebten, den Prinzen Louis Ferdinand. Der Diener meldete den Neuhinzugekommenen. Der Name „Beethoven“ läutete mit dem Ton alter Kirchenglocken in das lächelnde Gepläuder höflich-zeremonieller Konversation. Schmale Finger, an denen Juwelen blendend glimmten, hoben Stigliser zu den Augen. Ungeniert musterte man Ludwig von Beethoven, den jungen, rührend unbeholfenen Meister vom Niederrhein.

Beethoven stand auf dem Parkett, ein Einsamer unter den Reuten von Rang und Adel, und es begann in seinen düsternen Augen zu blitzen. Er war geladen. Sein aufgebender Ruhm erfüllte die Tempel der Mäsen und Strahlen; es gehörte zum guten Ton, den jungen Beethoven einzuladen, vor den Gästen mit der Virtuosität des Genies zu prunken. Aber man ließ ihn stehen, nicht sehr höflich, aber ganz und gar nach der Hofetiquette gegen den Bürgerlichen.

Gewiß, die Gostgeberin, die Gräfin, begrüßte ihn mit einem herablassenden liebenswürdigen Neigen des schönen Kopfes. Aber was wäre wohl mit Beethoven geschehen, wenn nicht eine hohe, kraftvolle Männergestalt der unbehaglichen Situation ein Ende gemacht hätte! Prinz Louis Ferdinand verließ den Kreis seiner Bewunderer, durchschritt die Mitte, die vor ihm frei wurde, und näherte sich Beethoven. „Lieber, junger Freund!“ sagte er und reichte Beethoven die Hände.

Beethoven sagte zu. Der einfühlsame, künstlerische Prinz fühlte zwei derbe Zahnen, die ihn in großer Not umfakten. Große schwere Bauernhände, dachte er, wie ihr spielen könnt! Wie! Oh, Beethoven!

Aus unbeholfenem Munde ertönte Beethovens den Gruß des Prinzen. Jemand kicherte. Dem Prinzen flammte etwas im Blick, den er in die Runde schickte. „Ich hatte bereits die Ehre, Monfieur von Beethoven in Berlin kennen zu lernen“, sagte er, sehr langsam, sehr betont.

Nun schweig das Richern. Ernst lag auf neugierigen Gesichtern. Louis Ferdinand sagte das? Die Ehre...? Er mußte wirklich etwas können, dieser unsichere, etwas unterlegte junge Mann ohne Manieren. Das Gepläuder der anwesenden Gelehrten ging weiter. Die schöne Gräfin ließ mit einem Gefühl von Eifer

